

wieder derart im Vordergrund, dass die Erwartung von M. Rainer Lepsius 1989, dass es auf die Inkorporierung der Negativgehalte des Nationalsozialismus in die politische Kultur der deutschen Demokratie ankäme, bestenfalls noch immer eine Hoffnung bleibt. So kann man den Schlusssatz dieses anregenden, zum Nachdenken auffordernden Buches verstehen: „Der 8. Mai bleibt eine produktive Herausforderung für die politische Kultur der Demokratie – und Befreiung bleibt ein permanenter Prozess kritischer Erinnerung“ (S. 368).

Helga Grebing

Chemiearbeiter in der DDR

Hermann-J. Rupieper/Friederike Sattler/Georg Wagner-Kyora (Hg.): Die mitteldeutsche Chemieindustrie und ihre Arbeiter im 20. Jahrhundert. Halle an der Saale (Mitteldeutscher Verlag) 2005, 416 S., 24,00 €.

Nach wie vor weist die Gesellschaftsgeschichte der DDR einige große Lücken auf. Im Rahmen der Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte hat sich die Forschung insbesondere auf die Entwicklungen und Strukturen der sozialistischen Planwirtschaft konzentriert. Auch zur Sozialgeschichte der Arbeiter hat es seit den neunziger Jahren einige einschlägige Publikationen gegeben, allerdings ist dabei der Bereich der chemischen Industrie bisher weitgehend ausgespart geblieben. Ebenso blieben bislang die neueren Theorieansätze der Disziplin unter den Stichworten Institutionenökonomik, Mikropolitik und „Kulturalismus“ unbeachtet. In den letzten Jahren haben indes einige jüngere Untersuchungen begonnen, sich verstärkt der Chemiebranche unter Einschluss der neueren Ansätze zu widmen, und der anzuzeigende Sammelband bietet einen interessanten Überblick über die Möglichkeiten und Perspektiven, die diese Forschungen anbieten können. Basierend auf den Ergebnissen einer im November 2003 von Mitarbeitern der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg organisierten Tagung teilt sich der Band in zwei große Abschnitte. Der erste Teil widmet sich der Diskussion der neueren Theorieansätze in der Arbeiter- und Unternehmensgeschichte sowie ihrer Anwendbarkeit auf die Geschichte der DDR, während der zweite Teil aus empirischen Fallstudien zur Chemieindustrie in der Region Halle-Bitterfeld und ihrer Arbeiterschaft besteht.

Die vier Beiträge des ersten Abschnitts stellen einerseits Überblicke zur Theoriediskussion bereit, andererseits wird der mögliche Mehrwert aus der Zusammenführung neuerer Fragestellungen und der DDR-Geschichte herausgearbeitet. Johannes Bähr stellt in seinem Beitrag die disziplinäre Entwicklung der vergleichsweise jungen deutschen Unternehmensgeschichte in den Mittelpunkt. Neben der mittlerweile sich einstellenden Vielfalt methodischer Ansätze diskutiert er den von einigen Autoren konstatierten Gegensatz zwischen der internationalen Anschlussfähigkeit des Faches und einer deutschen „Nabelschau“, die aus geschichtspolitischen Motivationen heraus sich weitgehend auf eine Unternehmensgeschichte des Nationalsozialismus beschränke. Bähr sieht dabei allerdings keinen grundsätzlichen Gegensatz. Dagegen stünden in der jüngeren Forschung Unternehmensgeschichte und DDR-Geschichte in einem „Nicht-Verhältnis“ (41). Das Fach sei für die Zeit nach 1945

weitgehend auf eine westdeutsche Perspektive hin ausgerichtet, was insofern nahe liege, als die unternehmerischen Kategorien des Kapitalismus für die Planwirtschaft nicht griffen. Dennoch müsse auch in der DDR der Betrieb als soziales Handlungsfeld betrachtet werden, um Vergleiche zwischen staatssozialistischen und kapitalistischen Unternehmensstrukturen zu erarbeiten. Bähr schlägt hierzu eine Verbindung institutionenökonomischer und mikropolitischen Ansätze vor, die eine Erschließung inner- wie überbetrieblicher Strukturen und Handlungsmuster versprechen.

Anne Nieberding untersucht im folgenden Beitrag den Begriff der Unternehmenskultur als Produkt des „Aushandlungsprozesses“ der in einem Unternehmen präsenten Akteure. In einer Synthese ökonomischer, handlungstheoretischer und wissenssoziologischer Perspektiven wären Unternehmen als „partielle Sinnwelten“ zu verstehen, die „ihre Mitglieder mit institutionalem Sinn vertraut machen“ (58). Danach ist eine gemeinsame Wirklichkeitsdeutung, eine gemeinsame Kultur innerhalb der unternehmerischen Lebenswelt die Voraussetzung, um einen dauerhaften Produktionsablauf für alle Beteiligten gewinnbringend zu gewährleisten. Zur Illustration ihres Modells führt Nieberding exemplarisch einige empirische Beobachtungen aus der Frühgeschichte des Bayer-Konzerns an, anhand derer sie sowohl die Konstruktion von betrieblichen Lebenswelten nachzeichnen kann als auch die Spielräume von Konsens und Widerständigkeit.

Während die beiden ersten Beiträge stärker durch die Perspektive der Unternehmensgeschichtsschreibung geprägt sind, widmet sich Dietmar Süß im Lichte eines mikropolitischen Ansatzes der Geschichte der Arbeiter. Süß zeichnet zunächst den Umbruch der Arbeitergeschichte nach, nachdem das „master narrative“ des männlichen Industriearbeiters in den letzten Jahren auch angesichts seiner Relevanz für die Zeit nach 1945 an Überzeugungskraft verloren habe. Als Alternative wendet sich Süß organisationssoziologischen Fragestellungen zu, über die die Arbeitergeschichte „mehr als bisher in den Betrieb hinein verlagert“ (82) werde. So rücken der „Aktionsradius von betrieblichen Akteuren“ und die unterschiedlichen divergierenden Beziehungsformen innerhalb des Unternehmens in den Vordergrund. Angesichts der Unterschiede von kapitalistischer und sozialistischer Wirtschaft bietet sich damit auch die Möglichkeit eines Vergleichs von Handlungspotenzialen und Machtstrukturen zwischen ost- und westdeutschen Betrieben.

Im letzten theoretisch angelegten Aufsatz untersucht schließlich Helke Stadtland die Kategorien Geschlecht und Generation als Forschungsoptionen für eine Arbeitergeschichte der DDR. Wie die Autorin betont, haben beide Kategorien zunächst keine andere Gemeinsamkeit, als jeweils grundlegender Faktor sozialer Ungleichheit zu sein, jedoch würden sie oftmals in einem Zusammenhang genannt, weil ihnen „in der Regel der Stellenwert von Residualkategorien“ zukomme, während die zentrale Analyse sich über den „Platz in der Arbeitswelt“ definiere (90). Stadtland versucht im Gegensatz dazu Generation und Geschlecht als ebenso relevante Kategorien für die Geschichte der DDR-Arbeiterschaft vorzuschlagen und kann für beide Bereiche signifikante Forschungslücken nachzeichnen.

Der zweite und umfangreichere Hauptteil des Bandes beinhaltet insgesamt zehn empirisch ausgerichtete Texte. Nach Friederike Sattlers umfassenden Überblick über Unternehmensstrategien in der mitteldeutschen Chemieindustrie im 20. Jahrhundert, beschäftigen

sich drei Fallstudien zunächst in einer erweiterten zeitlichen Perspektive mit der Phase bis 1945. Dirk Hackenholz widmet sich der Entwicklung der Belegschaftszahlen der Elektrochemischen Werke Bitterfeld zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, wobei, bei einer Einbindung in die allgemeine Konjunktorentwicklung, standortspezifische Besonderheiten wie ein überdurchschnittlicher Arbeiter- gegenüber einem unterdurchschnittlichen Angestelltenanteil, die Diversifizierung der Produktion und der Ausgleich des Personalmangels durch ausländische Arbeitskräfte herausgehoben werden. Susan Becker und Friederike Sattler vergleichen die Konfliktstrategien der Unternehmensleitung von BASF in Auseinandersetzung mit der Arbeiterschaft der Werke Ludwigsburg und Leuna vor und nach der Revolutionsphase 1918/19. Bei zeitweise geringfügigen Unterschieden, so arbeiten die Autorinnen heraus, blieb das Konfliktverhalten des Unternehmens in beiden Werken ähnlich traditionell autoritär, allein in der krisenhaften Phase zwischen 1917 und 1921 machte man angesichts einer radikaliseren Belegschaft in Leuna größere Zugeständnisse. Als dritten Beitrag zur Periode bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs liefert Helmut Walser Smith eine Studie über ausländische Vertragsarbeiter in der Farbenfabrik Bitterfeld/Wolfen während des Zweiten Weltkriegs. Im Zentrum der Analyse steht die europäische Dimension von Zwangsarbeitserfahrung, die laut Smith in der bisherigen Forschung zu kurz gekommen sei. Er unterscheidet zunächst die Phasen der „Anwerbung“ und die soziale Herkunft der neuen Arbeiter, um diese Einordnungen dann am Muster widerständigen Verhaltens rück zu binden.

Die folgenden Beiträge nehmen implizit oder explizit die im ersten Teil formulierten theoretischen Fragestellungen wieder auf und wenden diese auf die Betriebsgeschichte der DDR an. In den Beiträgen von Albrecht Wiesner und Renate Hürtgen geht es dabei vor allem um Formen von Konfliktaustragung. Am Beispiel Leuna zwischen 1958 und 1963 zeichnet Wiesner einerseits die mikropolitischen Auseinandersetzungen zwischen Betriebsleitern und Meistern, im „sozialistischen Wettbewerb“ stehenden Brigaden sowie den Partei- und Gewerkschaftsleitungen nach, andererseits weist er auf die Einführung besonderer „erzieherischer“ Maßnahmen hin, die den individuellen Arbeiter einer weitgehenden Kontrolle durch das Betriebskollektiv und damit dem „sozialen Nahbereich der Diktatur“ aussetzen. Hürtgen verfolgt die Veränderung kollektiver Konfliktmuster hin zu außerbetrieblichen und individuellen Formen in den siebziger und achtziger Jahren. Kontrolle funktionierte nunmehr nicht allein innerbetrieblich, sondern wurde maßgeblich auch durch die Präsenz des Staatssicherheitsdienstes im Betrieb geprägt. Konfliktpunkte wurden nur noch individuell thematisiert, da kollektive Verhaltensweisen unter Generalverdacht gestellt wurden.

Die folgenden drei Aufsätze nehmen die vorab von Stadtland thematisierten Kategorien von Generationen und Geschlecht auf, wobei sich wie meist die Geschlechter- vor allem als Frauengeschichte darstellt. Francesca Weil nimmt am Beispiel zweier sächsischer pharmazeutischer Betriebe die Stellung von Frauen im Betriebsalltag der späten DDR in den Blick und sieht trotz und wegen der staatlich ausgeübten Kontrolle Spielräume für Frauen, die sozialpolitischen Maßgaben für die eigenen Interessen zu nutzen. Dagegen streicht Annegret Schüler in ihrer auf oral-history-Interviews beruhenden Untersuchung insbesondere den Erfahrungs- und Wahrnehmungsgegensatz zweier Generationen von Arbeiterinnen in einer

Textilfabrik heraus. Während sich die ältere Generation der Frauen stärker mit ihrer Zugehörigkeit zum Werk identifizieren konnte, standen für die Jüngeren eher der schlechte Ruf des Werks und die schlechten Arbeitsbedingungen im Vordergrund. Zwar war es im untersuchten Betrieb für Frauen möglich, in Führungspositionen aufzusteigen, doch betraf dies in erster Linie die Älteren, was die losere Betriebsbindung der Jüngeren noch unterstützte. Ebenfalls auf die Frage der Generationen hebt Georg Wagner-Kyora in seinem theoretisch fundierten Beitrag über Karbidarbeiter in Schkopau ab. Er versucht, nach einer eingehenden Diskussion von Generationen- und Klassenkonzepten in Anlehnung an Bourdieu, anhand von IM-Berichten Fremd- und Selbstzuschreibungen der Karbidarbeiter zu verfolgen und darüber „generationenspezifische und möglicherweise klassenübergreifende“ Erfahrungszusammenhänge (347) herauszuarbeiten. Der abschließende Beitrag von Claus Christ fällt thematisch und methodisch insofern aus dem Rahmen des Sammelbandes, als seine lesenswerte Skizze des Umweltschutzes in der DDR-Chemieindustrie eher auf die Planungen der politischen Führung und deren unzulängliche Umsetzung auf der Betriebsebene abzielt, weniger aber auf diesbezügliche innerbetriebliche Abläufe.

In der Gesamtperspektive bietet der vorliegende Band wichtige und anregende Beiträge zur Unternehmens- und Arbeitergeschichte der chemischen Industrie der DDR und darüber hinaus. Gerade deshalb wäre es allerdings wünschenswert, zukünftig stärker vergleichende Studien, etwa der west- und ostdeutschen Chemieindustrie, zu erarbeiten. Die Anregungen der eher theoretisch angelegten Beiträge des Bandes lassen sich nicht nur für die Sozialgeschichte der DDR auf weitergehende Forschungen anwenden. Insbesondere zur Geschichte der Chemiarbeiter in der Bundesrepublik lassen sich hier wohl noch Vertiefungen erwarten, die im Vergleich mit der DDR interessante Ergebnisse zutage fördern werden.

Stefan Moitra

Kommunisten nach dem Zweiten Weltkrieg

Till Kössler: Abschied von der Revolution. Kommunisten und Gesellschaft in Westdeutschland 1945–1968, Düsseldorf: Droste Verlag 2005, 499 S., 64,80 €.

Zweimal mussten die Kommunisten in Westdeutschland Abschied nehmen von dem Glauben an die unmittelbar bevorstehende sozialistische Revolution: 1933, als ihre totalitären Konkurrenten der NSDAP in ihrer „nationalen Revolution“ siegten und die Kommunisten zu Verfolgten und Gejagten wurden und zum zweiten Mal in der Bundesrepublik nach 1945, als die Überlebenden aus den Konzentrationslagern und Gefängnissen des NS-Regimes glaubten, ihre Stunde sei gekommen. Kurzzeitig wurden sie von der englischen Besatzungsmacht im Ruhrgebiet, dem Kern der kommunistischen Milieus im Westen Deutschlands, als antifaschistische Aufbaupartei behandelt. In der SBZ zeichneten sich schnell die Konturen eines von den Kommunisten geführten Teilstaates ab. Die KPD unterstützte diesen „antifaschistisch-demokratischen“ Neuanfang im Osten.

Als sich die deutsche Teilung verfestigte und der interalliierte Konflikt, anders gesagt der Kalte Krieg in und um Deutschland 1947 begann, wurde die KPD im Weststaat zum